

(Nachdruck verboten.)

26] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Svan.

Sie sagte nicht weiter als:

„Gibbt a Dir velleicht was?“

Er antwortete, und sie blieb ihm nichts schuldig. Da wurde plötzlich sein Auge hart und stechend, der breite Mund preßte seine Lippen aufeinander, und die Kinnbackenknochen schienen hervorzutreten.

Sie duckte sich förmlich; obwohl sein Horn sich noch niemals gegen sie gefehrt hatte, wußte sie doch, noch vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft her, daß man ihn nicht böse machen durfte. Er ging aus der Küche ins Zimmer und, wie sie später auch hineinkam, war alles vergessen . . .

Am nächsten Morgen suchte er Schnepfer auf.

Aber er fragte die Wirtin in der Müllerstraße, eine Frau, die den Eindruck einer Kupplerin machte, nach Herrn Hermann Pießler. Der schlief noch. Indem kam eine Stimme vom Korridor her:

„Wat is 'n, Frau Schulk?“

Und gleich darauf erschien Herr Pießler in Hemd und Hose, ausgetretenen Pantoffeln an den Füßen und noch den Schlaf in den Augen.

Er erkannte Sellwig sofort wieder:

„Na, Mensch, da bist Du ja . . . pardong, Sie alauben doch, det wa uns noch, wie damals, bei'n Vornamen nennen?“

Dabei nötigte er Georg in das kaum mit dem notwendigsten ausgestattete Zimmer, durch dessen schmutzige Vorhänge das zwischen Sonnenschein und Trübe wechselnde Dezemberlicht hereinfließ.

Georg sah den anderen an, und er sah jetzt, wo Schnepfer nach einer wahrscheinlich durchzechten und durchspielten Nacht, verhältnismäßig früh aufstand, wie brutal und lasterhaft dieses gradlinige, in seiner Form nicht unschöne Gesicht war. Besonders das dunkle, glanzlose Auge und der von einem englisch geschnittenen Schnurrbart verdeckte Mund hatten einen geradezu abstoßenden Ausdruck. Dem Knopfdrücker wurde das in den Einzelheiten vielleicht nicht so klar, aber alles, was an besserem Gefühl in ihm lebte, wandte sich ab von diesem Manne, der sehr freundlich zu Georg war und sich sofort bereit erklärte, ihm gefällig zu sein.

„Also mit der schwarzen Emma jehste! . . .“

Er schien aufrichtig verwundert.

„Darum war ooch pleßlich nicht mehr zu sehn un zu heeren von det Kind! . . . Un denkste, die olle Rakken hat een Ton jesagt? . . . Man fragt doch so . . . un mecht's ooch jerne wissen! . . . überhaupt bei son bibschet Meechen! . . . un Ihr lebt jut zusamm? . . . Det freit mir! . . . Det freut ma' aufrichtig! . . .“

Georg war davon nicht so recht überzeugt, obwohl der andere es immer wieder versicherte.

„Un nu willstest ringen? . . . Da is et also doch so jekomm, wie id damals jesagt habe! . . . Wa't doch nicht mit de Arbeit! . . . Ja ja! . . . Da bist Du nich der Erschte! . . . Na, hast et denn überhaupt vasucht, wiede ranzujehn an de Kamme?“

Georg nickte und erzählte, anfangs stockend vor Verlegenheit, und dann immer lebhafter, sich in Ingrimm und Wut hineinredend, seine Erlebnisse.

Der andere lachte.

„Wundat Dir denn det?“ . . . Meenste, die wollen iebaaupt wat anders, als daß De wieder rin sollst in't Rittchen?“

„Wer denn?“ fragte Georg fast ängstlich.

„Wer denn? — Na die alle! . . . Wer mal drin war, der muß wiede rin! Eha ruhn die da oben nich! Entta da is et de Bolente selba, die iebaall hinter son armen Menschen herlooft und macht 'n so lange madig, bis 'n keena mehr annimmt . . . oder je weisen 'n aus, wenn er wo Arbeit jefunden hat, imma von een'n Ort nach'n andern, bis a' zuletzt wietend wird un jehst wiede uff seine Fahrt . . .“

„Aber mir hat de Polizei janischt jetan?“ wandte Georg Sellwig ein, „bei mir wa et . . .“

„Na ja,“ rief der andere und winkte mit seiner großen, grauen Hand, die wohl lange keine Arbeit mehr kannte, „bei Dir wa'n et de Herren Kollegen! . . . Wie de Giehna uff'n Hof, wenn eens wat an de Federn hat, denn haden de andan solange druff los, bis et hin is! . . . Aha det macht ja nicht, Menschenkind, Du bist ja in de jildliche Lage, noch wat anders zu kennen! . . . Als Athlet findste alle Dage 'ne Chance! . . . Vor allen Dingen is de Hauptsache, De kommst erst ma mit in'n Baain und wirst Mitglied . . . zinstig biste ja jetzt, wo De de schwarze Emma zu jehn hast . . .“

Georg Sellwig, der eine Zigarette qualmend, vornübergebeut auf dem Stuhl saß, richtete sich mit einem Ruck in die Höhe. Er hatte nicht umsonst zwei Monate mit seiner Liebsten verkehrt. Obwohl sich die Emma zusammennahm und den Jargon ihres früheren Gewerbes nur noch selten, und dann auch gegen ihren Willen anwandte, war der Knopfdrücker mit der Ausdrucksweise der „Kessen“ doch ziemlich durch sie bekannt geworden. Er verstand recht gut, was Schnepfer meinte und sagte entrüstet:

„Wat? . . . wat denkst Du Dir denn eintlich, Mensch! . . . Seh' id denn so aus, wie'n . . .“

„Wie'n Jude“ hatte er sagen wollen, verbesserte sich aber im letzten Augenblick noch und fuhr, nicht mehr ganz so gereizt, fort:

„Wie wenn id 'n Meechen uff de Strage schiden würde?!“

Der andere machte erst ein ziemlich dummes Gesicht, aber dann begriff er wohl, welche Verachtung in Georgs Abwehr enthalten war. Und eine höhnische Lache aufschlagend, meinte er:

„Na, warum kommste denn erst her, Du Quatschkopf! Wat denkst Du denn, wat in unsan Baain is?! . . . Det sind lauta Brieda! . . . oda dachst Du velleicht, wir haben da bloß Jrafen un Barone?! . . .“

„Natiürlich!“ setzte er hinzu, als Georg jetzt verlegen stille schwieg, „mit Halbseide“) un so, damit halten wa uns nich uff! B. S.?) jiebt et bei uns nich! . . . Da is manch' eena, der hat seine zwei, drei Schidsen zu loosen! . . . Un wenn Kierassierwillem seine Spinden abmadeln?) will, denn muß a' sich jleich 'n Droschton nehmen! . . . Aha wie De meenst! Wenn De jloobst, De machst Da de Hände dreckig bei uns, denn lass' et lieba un türme?)! . . .“

Georg wußte gar nicht, was er sagen sollte. Verlegenheit war sonst seine Schwäche nicht, aber hier fand er den Ausweg nicht recht. Er sah wohl ein, daß ihm in dem Kreise, dem dieser Mensch angehörte, der Anschluß geboten wurde, den er suchte. Aber eine instinktive Scheu, ein letztes Zagen, seinen Fuß über die Grenzen zu setzen, die die anständigen Menschen vom Gefindel trennt, das hielt ihn zurück und ließ ihn auch das Wort der Entschuldigung dem Zuhälter gegenüber nicht finden.

Der sah die Sache mit ganz anderen Augen an. Er wollte seinem Verein, seiner Zunft ein neues Mitglied gewinnen, und daß er gerade mit diesem hier Ehre einlegen würde, ließ sich ohne weiteres voraussetzen. Wahrscheinlich trug auch die böse Sucht der Verderbten, andere in den Sumpf zu ziehen und sie gleichfalls rechtlos und geächtet zu machen, dazu bei, daß Schnepfer über die ihm und seinen Genossen zugefügte Kränkung hinwegjah. Er legte Georg die Entschuldigung in den Mund, als er sagte:

„Det is ja natiürlich, zuerst kommt ein ja det komisch vor, det man nicht dun braucht un doch sein feinet Leben hat! . . . Aha seh' mal, wir haben ja ooch unsan Beruf, wir machen in Athletik . . . un det is soja 'ne sehr seine Sache und wird noch lange nicht jenuch jewürdigt von'n Staat un so . . . denn seh' 'ma, de Arbeit in de Fabriken un so, det is entnervend, aba wir, wir bringen wiede Kraft rin un Muskulatur! Det is sozusagen det höhere! . . . Jawohl, da is ja nicht zu lachen! . . . Davon hast Du bloß keene Bastheste nich! . . .“

1) „Brüder“ nennen die Zuhälter sich untereinander. 2) Halbseide ist alles, was schon seinem Aeußeren nach nicht vertrauenerweckend aussieht. 3) B. S. = Patentlube, dem unter 1) etwa gleich. 4) Geld von seinen Mädchen holen. 5) mach, daß Du fortkommst!

Georg hatte in der Lat gelächelt. Er sagte:
„Na ja, id lache ja ooch janisch! Un det is ooch alles sehr schön un sauber, un id habe ja ooch janischt dajenen, wat Zhr macht! . . . Bloß id . . . id . . . nee weechte, det id da ooch meine Liebste soll uff'n Strich schicken un soll ma' lassen von ihr anehren, nee, nee . . .!“

„Aber Mensch!“ Schnepfer tippte sich mit den Fingern der Linken an die Stirn, daß es förmlich hohl klang:

„Det balangt doch ja keena von Dir! Wat redste denn da for'n Mumpst! . . . Wie kenn' wa denn det balangen von unse Mitjlieder . . . Det wär' ja die reene Erpressung! . . .“

„Na,“ meinte Georg, wenn 't so is . . .
„Wat heeßt denn „so is“? . . . 't is iebahaupt janisch! . . . Janisch is! . . . Jeda macht, wie a will! . . . Wenn 't Dir Spaß macht, Feld zu badienen un zu arbeiten, na Mensch, denn arbeete doch! . . . Aba Du wirst nich lange dabei bleiben! Un da wern soviele Reechens kommen, die mit Dir kobern wollen, detste balde de Reese davon voll haben wirst, von det Zelabber mit die Emma; denn die will sich ja jekt, wie 't scheint, uff wat Feinet rausbeißten. . . . Die hat 'n Furz 'n Stopp! . . .“

Georg schüttelte den Kopf und lachte wieder. Er sah ein, daß es ihm nicht gelingen werde, den anderen über sein Verhältnis Emma gegenüber aufzuklären, und er verzichtete deshalb auf eine Erwiderung.

Indem fragte der Zuhälter:

„Wat dut se denn jekt, die Emma? . . . Du hast doch keene Arbeit!“

„Se näht Wäsche . . .“

„So . . . na, un det Du von die lausigen paar Märker, die dabei runterfallen, daß Du davon mitliebste, det macht nichst, wah?“

Georg war ganz perplex. Er hätte ja sagen können, daß bis vor ganz kurzer Zeit er noch den größten Teil zum Haushalt beigetragen hatte, aber darauf kam er nicht so schnell, wie der andere fortfuhr:

„Da scheint ma' denn doch de Nickenlage noch besa, wie son olla Klapperkasten von Nähmaschine. . . . Det strengt wenigstens nich so sehr an! . . .“

„'t is aba anständiger!“

„Na ja, wie man 't nimmt! . . . Aba sowelche, wie unfre Trinen, muß et doch ooch jeben! . . . Denn Proschtituzjohn, die muß sind, det hat schon Bismarck jesagt! . . . Un sonst würden die Trinen doch ooch keene Steiern nich zahlen brauchen! . . . Der Staat lejetimiert ihnen doch sozusagen dadermit! . . . Aba nu komm man, von det ewige Sequatsche is ma da Hals schon ganz trocken! . . . Vor allen Dingen woll'n wa ma' eenen abbeißten, bei Nutta Rabken! . . . Un denn jehn wa in' Baein, da kannste gleich 'n bisken leben! . . .“

Sie gingen. Und es war abgemachte Sache, daß Georg Sellwig dem Athletenverein „R. O.“ beitreten sollte . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die alte Wölfin.

Von A. Eschew.

Aus dem Russischen von P. Gordon.

Die hungrige Wölfin richtete sich auf, streckte die steifgelegenen Glieder und ging Nahrung suchen. Ihre Jungen achteten nicht darauf. Sie lagen alle drei dichtaneinander gedrängt in einer Ecke der Höhle und schliefen.

Es war eine bitterkalte Winternacht, die die Aeste der Bäume vor Frost knaden und knistern machte. Dies Geräusch ließ die Wölfin erschreckt zusammen fahren; denn sie war schon altersschwach und voll Mißtrauen, aus Sorge um die Kleinen daheim. Sie erschraf vor der Spur eines Mannes und den dunklen Schatten, die zur Nachtzeit zwischen den Bäumen zu wandeln schienen. Es war ihr, als kämen Menschen hervor, sie zu jagen; in der Ferne glaubte sie das Gebell von Hunden zu hören.

Infolge ihres Alters hatte der früher so scharfe Geruchssinn nachgelassen. Die Nase witterte nicht mehr zuverlässig. Es kam vor, daß die Wölfin eine Hundespur mit einer Wildspur verwechselte oder daß sie gar die Spur ganz verlor. Die verminderte Schnelligkeit ihrer Beine und die zunehmende Schwäche machten ihr die Jagd auf große Tiere auf Kälber und Schafe, unmöglich. Um die mit ihren Hüllen weidenden Pferde lief sie in großem Umweg, und ihre Hauptnahrung bestand in Has. Ab und zu gelang es ihr im Frühjahr junge Hasen zu erlangen oder aber sich in einen Viehstall einzuschleichen, in dem Lämmchen standen. Dann gab es frisches, lebendes Fleisch.

Einige Kilometer von der Wolfshöhle entfernt lag nahe an der Straße ein Forsthäuschen, in dem ein alter Waldhüter hauste. Er hieß Iwan und schien früher Steuermann auf einem Flußboote gewesen zu sein, denn wenn er mit sich selber sprechend den Wald durchschritt, pflegte er: „mehr Backbod!“ oder „Wolldampf!“ oder ähnliche seegerbräuchliche Ausdrücke zu rufen. Des Waldhüters beständiger Begleiter war ein schwarzhaariger Hund, ein Räter ohne jagdliche Talente, aber wachsam. Wenn Araptscha, so hieß der Hund, seinem Herrn zu weit vorauslief, dann rief dieser: „Gegendampf — Weidrehen — Ahoy!“

Während die Wölfin durch den finsternen Wald dahintrabte, fiel ihr ein, daß sie vor einigen Tagen im Forsthaufe ein Lämmchen hatte schreien hören. Das wäre so ein Fressen für sie. Die Augen leuchteten ihr vor Gier, und die Zähne schlugen laudend aneinander bei dem bloßen Gedanken daran. Und gieriger Hunger riß in ihren Eingeweiden.

Geradenwegs trabte sie auf das kleine Haus zu, das inmitten vom Winde zusammengewehten Schneehügeln versteckt lag. Ringsumher war alles still. Araptscha mochte wohl in der Scheune schlafen.

Vorsichtig kletterte die Wölfin über den Schnee hinweg auf den Stall, dessen Dach mit Stroh gedeckt war. Dann trabte sie mit den Pfoten und stieß mit der Schnauze, bis sich eine Oeffnung zeigte. Aus dem Stalle heraus quoll warme, stickige Luft voll von Mistdüften und Tiergerüchen. Ein Lamm, dem wahrscheinlich der kalte Luftstrom in den Rücken blies, blötte auf. Da sprang die Wölfin in das dunkle Loch hinab. Sie fiel auf ein kleines Tier; im selben Augenblicke aber raschelte es in einer Ecke des Stalles und ein pfeifendes Heulen erscholl. Das war Araptscha. Erschreckt faßte die Wölfin das erste beste Tier, das ihr unter die Zähne kam und sprang hinaus. So schnell sie ihre alten Beine trugen, lief sie davon.

Hinter ihr heulte der Hund, dessen Nase den Wolf merkte. Die aus dem Schlafe aufgeschreckten Hühner flogen umher und gackerten laut. Von all dem Lärm erwachte Iwan. Er trat mit dem Gewehr an die Türe und rief: „Schiff ahoy — Wolldampf! — Ahoy!“ Und das Echo hallte wieder: „Ahoy!“

Allmählich legte sich der Lärm wieder. Iwan ging ins Haus zurück, die Hühner drückten sich auf den Stangen zusammen und Araptscha kroch zurück aufs Stroh, nur hin und wieder noch böse aufsturend.

Als die Wölfin nichts mehr hörte, blieb sie stehen. Erst jekt fiel ihr auf, daß ihre Beute anders war als sonst die Lämmchen. Auch der Geruch war anders, und das Tier gab so seltsam winselnde Laute von sich. Die Wölfin ließ ihre Beute auf den Schnee fallen und sah sie an. Es war ein junger schwarzer Hund mit plumpem Kopf und langen steifen Beinen. Er strich sich mit der Zunge über den Rücken, dort, wo ihm die Zähne der Wölfin gepackt hatten. Dann begann er mit dem Schwänze zu wedeln und zu bellern.

Die Wölfin blickte Araptschas Junges mit Abscheu an, knurrte ein wenig und trabte fort. Der Hund aber lief hinter ihr her. Mit den Zähnen knirschend, sah sie sich um, doch der Hund mochte denken, sie wolle mit ihm spielen. Er wandte seinen Kopf in der Richtung des Forsthauses und bellte lustig auf, als rufe er seine Mutter zum Spiel.

Schon begann die Dämmerung heranzugrauen. Langsam tauchten aus dem Dunkel die Umrisse der Stämme klar heraus. Vögel raschelten im Gebüsch und flogen aufstreichend umher.

„Wozu er mir nur nachrennt?“ dachte die Wölfin. „Er will, scheint's, aufgestressen sein.“

Ihr Schlupfwinkel, in dem die Jungen lagen, war ein tiefes Erdloch, aus dem heraus vor Jahren der Sturm einen Baum herausgerissen hatte. Die Höhle war mit Blättern und Moos ausgepölkert und zum Zeitvertreib der Kleinen lagen abgenagte Knochen umher. Die drei Wölfschen waren schon munter und standen mit neugierigen Augen am Rande des Loches. Als sie die Mutter sahen, kamen sie mit wedelnden Schwänzchen und Ohren gelaufen.

Der junge Hund blieb in einiger Entfernung erstaunt stehen. Zweifelsund musterte er sie lange. Als sich aber die Kleinen Wölfe nicht um ihn kümmerten, bellte er sie böse an.

Ein heller Morgen tagte. Vor dem Licht der aufgehenden Sonne kroch die Nacht zurück und verschwand. Die Wölfin und ihre Jungen knabberten an den längst ganz abgenagten Knochen herum, um den qualenden Hunger zu befrieden. Besonders die Alte litt unter dem Mangel an Nahrung. Sie blickte mit bösen Augen zu dem immer noch kläffenden Hunde hin, als wolle sie sich auf ihn stürzen und ihn zerteilen.

Als der junge Hund merkte, daß die Kleinen Wölfe keine Furcht vor ihm hatten, wurde er stille und kam langsam zur Höhle hinein. Er schob sich an die Wölfin heran, legte die Vorderpfoten an ihr Hoch und winselte. Die Kleinen Wölfe, die seine Sprache nicht verstanden, kamen dennoch zu ihm und wedelten lebhaft mit den Schwänzen. Da klopfte der Hund dem nächsten der drei mit der Pfote auf den Kopf. Das Wölfschen tat ebenso. Nun sprang der Hund zur Seite, blickte den Wolf aufmunternd an und rannte dann im Kreise auf den Schnee herum. Die Wölfschen verstanden sogleich. Tapfend sprangen sie hinter ihm her. Dann warf sich der Hund auf den Rücken; die Wölfe fielen über ihn her und schlugen und bisßen nach ihm.

Da die Wölfe ihre Jungen an die Jagd zu gewöhnen pflegen, indem sie sie mit der Beute spielen lassen, sah die Wölfin zu, wie ihre Jungen auf dem harten Schnee dem Hund nachjagten und sich mit ihm balgten. Als die kleinen Wölfe genug gespielt hatten, gingen sie in ihr Loch zurück und ruhten sich aus. Der junge Hund heulte ein wenig vor Hunger, gähnte ein paar mal und legte sich dann ebenfalls hin.

Nach dem Aufwachen spielten sie wieder. Immer dachte die Wölfin daran, wie in der vergangenen Nacht in dem Stall das Schaf geblöht hatte und wie es dort nach warmen Tieren roch. Vor Sier knachte sie unruhig mit den Zähnen und hörte nicht auf, an dem alten Knochen zu nagen. Ihre Jungen ließen mit dem Hunde herum und beschnupperten hungrig den Schnee.

„Ich fresse ihn auf!“ beschloß die Wölfin.

Sie trat zu ihm hin; er aber beleckte ihr die Schnauze, weil er glaubte, daß sie mit ihm spielen wolle. Früher hatte sie öfter Hunde gefressen, aber von dem jungen Tiere strömte ein so starker Hundegeruch aus, daß sie ihn nicht vertragen konnte. Es wurde ihr übel und sie ging fort in den Wald.

Als die ersten Schatten der Nacht durch die Bäume glitten, bekam der schwarze Hund Heimweh. Er schüttelte einige Male nachdenklich mit dem Kopfe und trollte dann seinem Stalle zu. Die Wölfin ging indes wieder auf Nahrungssuche aus. Wie in der letzten Nacht schrat sie auch jetzt wieder bei allen unerwarteten Geräuschen zusammen. Sie lief nie über den Weg, sondern rannte abseits von ihm durchs Gebüsch. Plötzlich war es ihr, als bewege sich vor ihr etwas Dunkles auf dem Schnee. Sie äugte scharf und blieb lauschend stehen. Wirklich, da bewegte sich ein Tier.

Vorsichtig schlich sie näher, machte einen kleinen Bogen und überholte das schwarze Etwas. Doch es war nur, wie sie jetzt erkannte, der kleine Hund, den sie in letzter Nacht erjagte und der langsam dahintrottete.

„Wenn er mir nur nicht in die Quere kommt,“ dachte die Wölfin und eilte vorweg. Bald hatte sie das Forsthäuschen erreicht. Wieder kletterte sie auf den Stall hinauf. Das Loch war schon verstopft. Zwei neue Bretter waren angebracht und frisches Stroh aufgelegt. Doch mit Eifer ging die Wölfin an die Arbeit. Schon begann sie die warme Stallluft zu spüren, als plötzlich hinter ihr ein frohes Gebell laut wurde. Der junge Hund kam. Er begrüßte die Wölfin, kroch durch das Loch und bellte noch lauter und frohlicher.

Araptscha stimmte mit ein; die Hühner gaderten, und wie in der letzten Nacht kam Iwan mit dem Gewehr, während die Wölfin in Angst und Schrecken dabongerrannt war.

„Pfit-pfit!“ pfiß Iwan und rief: „Bollndampf ahoh!“

Der Hahn der Wüchse knachte; aber kein Schuß fiel. Noch einmal zog er den Hahn; da polterte das Gewehr, mit einem lauten Knall los und ein Feuerstrahl sprühte hoch in die Luft. Befriedigt ging Iwan dann zum Stalle, nach der Ursache des Lärms zu sehen.

Als er zurückkam, fragte ihn ein Landstreicher, der gerade bei ihm nächtigte, was denn los gewesen sei.

„Nichts von Bedeutung,“ meinte Iwan. „Das Junge von Araptscha schläft bei den Schafen; aber es kann sich nicht gewöhnen, durch die Türe zu gehen. Gestern riß es das Dach auf, ein Led, einen halben Meter groß, um hinauszuweichen, und eben ist es auf demselben Weg zurückgekommen. Wieder hat es das Dach aufgerissen.“

„So ein Unberstand!“

„Nicht wahr? Es ist wohl doch nicht ganz richtig mit ihm. So ein dummes Vieh!“ Iwan kroch müde auf die Ofenbank.

Am nächsten Morgen nahm er sich den schwarzen Köter vor, kaufte ihn derb an den Ohren und versehte ihm ein paar Diebe mit der Peitsche. „Wari, Du Hallunke! Durch die Türe sollst Du gehen. — Mein Lieber, merke Dir's: durch die Türe!“

Von den römischen Sklaven.

Nach dem alten Rom führen aus der modernen Welt so viele Fäden zurück, daß es immer zu begrüßen ist, wenn der Verinck gemacht wird, weitere Kreise mit den hauptsächlichsten Tatsachen der römischen Kulturentwicklung bekannt zu machen. Bücher, die dieses Gebiet behandeln, gibt es genug; darunter ein so namhaftes, wie das vor kurzem in Stragburg verstorbenen Ludwig Friedländer Darstellung aus der Sittengeschichte Roms. Aber die meisten Arbeiten auf diesem Gebiet sind teils zu gelehrt, teils zu umfangreich, teils zu teuer, um ins Volk zu dringen. Alle diese Hindernisse weiterer Verbreitung bestehen nicht bei einem kürzlich erschienenen Büchlein von Theodor Virts „Zur Kulturgeschichte Roms.“^{*)} Um ein Geringes erhältlich, bietet die Schrift auf dem knappen Raum von zehn Bogen eine reiche Fülle altrömischer Kulturbilder. Die Scharisweise ist sehr gewandt und geeignet, zu erzielen, was der Verfasser sich vorgezsetzt hat, Anschaulichkeit ohne Bilder. Die Virtschen Skizzen lassen den aufgewandten gelehrten Fleiß in ihrer flüssigen Darstellung so wenig hervortreten, daß man es dem Verfasser nicht

verdenken kann, wenn er im Wortwort darauf hinweist, daß „sie nicht ganz so flüchtig geschrieben sind, wie sie sich lesen“. Tatsächlich steckt eine Menge Arbeit in dem kleinen Buch, und die Vektüre ist nicht nur ein Vergnügen, sondern bringt auch Nutzen. Freilich, wenn man nun kritillos alles für richtig ansehen wollte, was der Verfasser schildert, so wäre das verfehlt. Denn seine römischen Kulturbilder sind mitunter stark verzeichnet, und zwar sind sie, wo die Getreueheit der Schilderung bestritten werden muß, durchweg geschmeichelt. Virts ist wie manch einer vor ihm für seinen Gegenstand so eingenommen, daß er die häßlichen Züge der römischen Kultur nicht genügend hervortreten läßt. Insbesondere gilt das für seine Bemerkungen über die Lage der Sklaven im kaiserlichen Rom. Was er darüber sagt, gibt eine ganz verkehrte Vorstellung, und das ist zweifellos ein sehr bedenklicher Fehler; denn die Sklaven waren die große Mehrzahl des produzierenden Teiles der damaligen Geschaft, und die Sklaverei ist das eigentliche unterscheidende Merkmal dieser Gesellschaft.

Wenn man Virts beipflichten wollte, so wäre die Sklaverei im römischen Kaiserreich im großen und ganzen ein recht gemüthliches Verhältnis gewesen, über das man sich „nicht unmißbar erregen“ darf. Bei ihm erscheinen die römischen Sklaven als gut ernährt, nicht überanstrengt und im Durchschnitt anständig behandelt. Dieses Phantasiegemälde ist nur dadurch möglich geworden, daß Virts immerzu als typisch hinsteilt, was nur für einen Teil einer kleinen Minderheit der römischen Sklavenschaft gilt, für die Haus- oder Luxusklaven, während die große Masse, die auf den Gütern mit landwirtschaftlichen oder gewerblichen Arbeiten beschäftigten Feldklaven mit ein paar Zeilen abgetan werden. In den Südstaaten der Union war in den letzten Zeiten der Regerklaverei das numerische Verhältnis zwischen Haus- und Feldklaven etwa wie eins zu vier; bei den alten Römern haben im ersten Jahrhundert n. Chr. die Feldklaven wahrscheinlich noch mehr als vier Fünftel der Gesamtzahl ausgemacht. Wie in den amerikanischen Sklavenstaaten, so hatten auch im alten Rom die Luxusklaven es im allgemeinen nicht gerade schlecht, wenn sie auch schuglos allen Launen ihrer Herren preisgegeben waren, die nicht nur das Recht hatten, sie zu verhandeln, sondern bis über das Jahr 100 n. Chr. hinaus sogar das Recht, sie zu töten; und auch dies kam häufig genug vor. Sicher ist aber auch, daß zahlreiche Hausklaven Günstlinge ihrer Herren waren, zu großem Besitz und manchmal zu hohen Stellungen, sowie schließlich zur persönlichen Freiheit gelangten. So mögen Feldklaven manchmal Gelegenheit bekommen haben, etwas für sich zu erwerben, soweit sie sich loslösen konnten. Im großen und ganzen aber war das Los dieser Masse der Sklaven ein beklagenswertes. Ihre Wohnungen waren unterirdische Arbeitszwinger, Kellerlöcher mit vergitterten Zulen, in denen sie die Nacht gefesselt zubrachten. Auch bei Feldarbeit hatten sie meistens Ketten an. Mit der Peitsche bewaffnet, trieb der Vogt sie zu unablässiger Arbeit an. Wenn Virts „eine Ueberlastung des einzelnen angeschlossen“ glaubt, so ist er, was die Feldklaven angeht, nachweislich im Irrtum! Schon der alte Cato hat den Grundlag, daß der Sklave entweder arbeiten oder schlafen muß, keine Ruße haben darf. Auch Ruhetage gab es für ihn nicht; an den Festtagen durfte zwar nicht auf dem Felde gearbeitet werden, dafür wurden die Gutsklaven aber im Arbeitszwinger beschäftigt gehalten.

Ein ganz falsches Bild gibt auch die Angabe Virts, daß den römischen Landarbeitern eine gute Ernährung zuteil geworden sei. Aus einem mißverstandenen Verse Juvenals entnimmt er die Vorstellung, daß sie die Gemüse verschmäht und sich in Garfischen am ledernen Fleischgericht gütlich getan hätten. In Wirklichkeit war die Kost, die dem Feldklaven zuteil wurde, so bemessen und beschaffen, daß sie ihn eben arbeitsfähig erhielt, bis er glücklich zu Tode geradert war. Ueber die Lebenshaltung der Feldklaven findet man in Catos Schrift vom Ackerbau interessante Angaben. Danach erhielt ein Gutsklave jährlich zirka 51 Scheffel (gleich 4,5 Hektolitern) Getreide, 24 modii (gleich 2 Hektolitern) schlechten Weines und als Zulose 3 modii (gleich 28 Litern) Essig, Del, Oliven und einen modus Salz; von Fleisch keine Rede. Außerdem gab es jedes Jahr ein Unterkleid, alle zwei Jahre ein Oberkleid und ein Paar Holzschuhe. Das war nun noch in der guten alten Zeit. Später verstand man die Sache noch billiger zu machen. Ein paar Jahrzehnte nach Christi Geburt bringt Columella zur Berechnung der Rentabilität eines Weingutes zwar den Kaufpreis der Sklaven mit in Anschlag, dagegen nicht den Unterhalt, der aus den eigenen Erzeugnissen des Gutes bestritten wurde und keine haren Auslagen erforderte. Die Zeit vor der Plantagenwirtschaft gilt für etwas menschlicher, als ihr Typus eben der alte Cato. Aber es war faktisch nicht weit damit her. Plutarch erzählt genug, was den Cato als einen ganz brutalen Sklavenhalter erscheinen läßt, u. a. auch die Tatsache, daß er bei Baumäblern, die er seinen Bekannten gab, die Sklaven, die etwas bei der Aufwartung oder Zubereitung verziehen hatten, gleich nach Tisch auspeitschen ließ. So spielte überhaupt die Peitsche und allerhand Marterwerkzeuge im Leben der Sklaven eine große Rolle. So wenig Virts es auch als Regel gelten lassen will, die Ausnahme war es nicht, daß die Sklaven grausam behandelt wurden. Man braucht bloß die moderne Parallele der amerikanischen Sklavenstaaten heranzuziehen, für die wir einen gewissen statistischen Anhalt zur Entscheidung der Frage haben, eine wie große Rolle die Rißhandlung der Regier gespielt hat. Von 120 000 Regierklaven, die im amerikanischen Bürgerkrieg im Oeer der Nordstaaten eingestellt und also vorher ärztlich untersucht wurden, wies

^{*)} Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig, 1900. Band 53 der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“. Preis geb. 1,25 M.

nach Huberts Schrift über die nordamerikanische Sklaverei über die Hälfte mehr oder weniger zahlreiche alte Narben von ein bis zwei Finger Breite und entsprechender Tiefe auf, die nur von Peitschenhieben herrühren konnten. Dazu kam noch eine starke Vermischung von Narben, die von Hundebissen, Messerstichen und Schußwunden stammten. Danach kann man sich eine Vorstellung machen, was eine ärztliche Untersuchung antiker Sklaven ergeben haben möchte: erklärt doch Mommsen es für leicht möglich, daß im Vergleich zu dem Meer von Jammer und Elend der römischen Sklaven „die Summe aller Regereiden ein Tropfen“ sei.

Virt stützt sich auf eine Stelle bei Seneca, wo der stoische Philosoph den Kaiser Nero zur Milde gegen seine Untertanen ermahnt und ihm vorhält, daß auch auf den Hausheern, der gegen seine Sklaven grausam sei, die ganze Stadt Rom voll Abiiden mit den Fingern zeige. Virt vermißt jeden Anlaß, diese Bemerkung Senecas zu bezweifeln: „So also war damals das Publikum gewonnen.“ Das mag für die Masse des Volks zum Teil gelten, das schon stark mit Freigelassenen durchsetzt war. Dagegen läßt sich an der Hand Senecas selber gar sehr bezweifeln, ob die römischen Sklavenshalter so gesonnen waren. Andere Stellen der römischen Philosophen nötigen zu dem Schlusse, daß ihm eine grausame Behandlung offenbar noch lange nicht gegeben erscheint, wenn mit Sklaven brutal umgegangen wird. Denn dies erscheint ihm offenbar als das Normale, sogar gegenüber den Hausklaven. Auf solche bezieht sich eine Stelle Senecas, wo es heißt, daß die unglücklichen Sklaven nicht einmal zum Sprechen die Lippen rühren dürften: „Durch die Rute des silentiarius (Rufstüters) wird jedes Murren im Zaume gehalten und nicht einmal zufällige Dinge sind von Schlägen ausgenommen, wie Husten, Niesen, Schluchzen; hart wird jeder die Stille unterbrechende Laut geblöht, und so stehen sie nüchtern und stumm die ganze Nacht hindurch.“ Der Philosoph hat einen besonderen Brief über die menschenunwürdige Behandlung der Sklaven geschrieben, in dem es zum Schluß heißt: „Sie sind nicht ursprünglich unsere Feinde, sie werden es erst durch unsere Behandlung, wir gebrauchen sie ja nicht wie Menschen, sondern das Vieh.“ Seneca zitiert an eben dieser Stelle das Sprichwort: „Wir haben so viele Feinde, wie wir Sklaven haben“, und betont ein anderes Mal die Gefährlichkeit des Vorklages, für die Sklaven eine besondere Kleidung vorzuschreiben: „welche Gefahr drohte, wenn unsere Sklaven uns zu zählen anfangen!“ So rechtfertigt ein klassischer Gewährsmann die drakonische Strenge gegenüber den Sklaven damit, daß dieses Volk, das an Zahl den Freien weit überlegen, nur durch die äußerste Furcht gebändigt werden könne. Das macht durchaus nicht „den Eindruck tiefsten sozialen Friedens und der vollkommenen Befriedigung“, wovon Virt spricht.

Im Gegenteil bestand zwischen der herrschenden Klasse und der Klasse der Sklaven ein beständiger Kriegszustand, und durchaus behält für das alte Rom seine Gültigkeit, was im „Kommunistischen Manifest“ gesagt ist, daß Freie und Sklaven im steten Gegensatz zu einander standen und einen ununterbrochenen, halb versteckten, halb offenen Kampf miteinander führten. Zum Klassenkampf größten Stiles ist es wiederholt zur Zeit der römischen Bürgerkriege gekommen, als die großen Aufstände der sizilischen Sklaven und später die von Spartacus geleitete Erhebung den Feldherren der Republik Jahre lang furchtbar zu schaffen machten und nach der endlichen Niederwerfung durch die Kreuzigung vieler Tausende von Sklaven geahndet wurden. Und wenn in der Kaiserzeit sich auch keine Gelegenheiten fanden zum Ausbruch einer großen Sklavenerhebung, so sind uns doch Tatsachen genug berichtet, die den steten Gegensatz zwischen Freien und Sklaven drastisch dartun. Dahin gehört ein Fall, den Tacitus berichtet. Im Jahre 6 n. Chr. wurde der Stadtpräfekt Pedanius Secundus von einem seiner Sklaven ermordet. Die gesetzliche Konsequenz war nach römischem „Recht“, daß sämtliche zur Zeit der Tat im Hause des Getöteten zugegen gewesenen Sklaven hingerichtet waren. Und das waren diesmal 400 Personen, darunter Frauen und Kinder. Gegen die Ausführung eines solchen Massenmordes erhob sich im Volke stürmischer Einspruch. Auch im Senat machten sich Stimmen geltend, die dazu mahnten, mit den Schuldigen nicht auch die Unschuldigen hinzuschlachten, aber die Mehrheit war für rücksichtsloses Festhalten an der alten Praxis. Der Redner dieser Mehrheit von Sklavenshaltern nahm den Standpunkt ein, daß diese „Wande“ nur durch Furcht im Zaume gehalten werden könne, und daß man deshalb auch nicht davor zurückschrecken dürfe, einiges unschuldiges Blut zu vergießen. Mit ihm teilte die Mehrheit der Senatoren die Ueberzeugung, daß ein Haus nur dann sicher sei, wenn sämtliche Sklaven mit ihrem Kopf für die Sicherheit des Herrn bürgten. Und so bot der Kaiser Militär auf, um die Ausführung der Massenhinführung vor jeder Behinderung durch das Volk zu sichern. Eine ähnliche Exekution schloß sich an einen Vorgang, den der jüngere Plinius aus seiner Zeit — Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. — erzählt. Da waren über einen Sklavensklaver, der gerade auf seiner Villa ein Bad nahm, die Sklaven hergefallen und hatten ihn so lange geschlagen und gewürgt, bis er wie tot dalag. Um sich zu überzeugen, daß er wirklich tot sei, warfen sie ihn auf den heißen Boden der Badestube. Aber er erholte sich doch noch einmal und lebte noch lange genug, um, wie Plinius sich ausdrückt, „den Trost der Noche“ zu haben.

Und das war zu Anfang einer Zeit, die für humaner gilt und auch tatsächlich in mancher Hinsicht eine mildere Praxis gegenüber

den Sklaven aufzuweisen begann. Unter Hadrian und den Antoninen traten Edikte in Kraft, die das Recht, die Todesstrafe über Sklaven zu verhängen, dem Eigentümer entzogen und der Obrigkeit vorbehalten, die unterirdischen Gefängnisse aufhoben und einem grausam behandelten Sklaven Freilassung oder wenigstens einen anderen Herrn in Aussicht stellten. Diese Wendung bringt schon Edward Gibbon damit in Zusammenhang, daß der Sklave, auch der Feldsklave, wertvoller wurde, seit nicht mehr große Massen von Kriegsgefangenen ein billiges Material lieferten und jederzeit für Ersatz zu Tode geraderter Sklaven sorgten. Man versiel auf die Sklavenzüchtung, und so lieferte das Interesse des Herrn einen Antrieb zu größerer Menschlichkeit. Man darf aber die Verbesserung der Lage der Sklaven nicht überschätzen, und ebensowenig wie heidnische Humanität hat die christliche Nächstenliebe zuwege gebracht, daß der Sklave menschlich behandelt würde. Was das Christentum angeht, so ist Tatsache, daß erst seit seiner Erhebung zur Staatsreligion das Gemeinwesen überhand nimmt. Und im ganzen konstatiert der Geschichtsschreiber Ammianus Marcellinus, der zu Beginn der Völkerwanderung, zu Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. schrieb, daß noch zu dieser Zeit in Rom die Peitsche das unzertrennliche Zubehör der Sklaverei bildete: wenn ein Sklave bei der Ausführung irgend eines Befehls ein wenig faunselig ist, „so wird er auf der Stelle mit dreihundert Peitschenhieben geprügelt“. Dieser Historiker der ausgehenden Römerwelt findet, daß die vornehmen Römer in der Ausübung ihrer häuslichen Gerichtsbarkeit über die Sklaven eine ausgequakte Empfindlichkeit für jede eigene Vereinträchtigung und eine verachtungsvolle Gleichgültigkeit für den Rest des Menschen geltend bekunden. Noch viel mehr gilt dies für die von Virt behandelten ersten Zeiten des römischen Kaiserreichs, und aller Glanz der goldenen Roma vermag die Häßlichkeit der Tatsache nicht zu beschönigen, daß der größte Teil der Bevölkerung, um mit Seneca zu sprechen, der Rechte der Person beraubt und mit dem Vieh in eine Herde gestellt war.

a. c.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Grenzen des Lebens. Wenn man bedenkt, daß ein Mensch stirbt, sobald die Temperatur seines Blutes nur wenige Wärmegrade über die Norm sich erhebt, so sollte man meinen, daß die Grenzen für sein Leben eigentlich recht eng gezogen seien. Auf der andern Seite freilich muß man alle die mannigfaltigen Einrichtungen des Organismus und ihre Funktionen kennen, um zu verstehen, daß der Mensch sich ganz wesentlich anderen Kuchentemperaturen anpassen kann, als die seines Blutes ist. Polarforscher haben wochenlang Kältegrade bis zu 60 Reutigrad unter Null ausgehalten. Die untere Grenze, unter die die Temperatur seines Körpers herabsinken kann, der „absolute Nullpunkt“, liegt bei minus 273 Grad. Bis auf etwa 20 Grad ist man diesem absoluten Nullpunkt in der Praxis bereits nahegekommen: der flüchtige Wasserstoff erreicht minus 252 Grad. Mit dieser kaum vorstellbaren Kälte, die in ihren Neugierungen auf Zellen wie Hitze reagiert, prüfte man die Lebensgrenzen der niedersten aller Lebewesen, der Bakterien, und fand, daß die Streptokokken des Eiters in dieser fürchterlichen Kälte nicht getötet wurden. Hohe Kältegrade ertragen auch andere Krankheitserreger, wie die Pest- und Diphtheriebazillen. Je höher die Entwicklung der Lebewesen aber ist, um so geringer ist ihr Widerstand gegen die Einflüsse der Kälte. Die allerniedrigsten Temperaturen schaden z. B. auch den absolut trockenen Samen der Pflanzen nichts. Geringer Feuchtigkeitsgehalt verschiebt jedoch das Resultat schon ganz enorm. Je wasserreicher schließlich die Samen sind, um so eher erliegen sie der Kälte (wie der Hitze). Deshalb erfrieren bei uns im Winter wasserreiche Pflanzen sehr leicht, während „trodene“ Gewächse schon hohe Kältegrade aushalten. Becquerel hat mit Samenarten einschlägige Untersuchungen angestellt. Wie nach unten, so zeigen die Bakterien auch nach oben die größte Widerstandskraft. Milzbrandbazillen hielten Temperaturen von +140 Grad aus. Auch Tuberkelbazillen vertragen hohe Hitzegrade. Die bei weitem höher entwickelten Mädel- und Värtierchen hat man in ihrem Schlamme eintrocknen und 110 Wärmegrade ertragen lassen. Sie waren hochstäblich zu Staub geworden, wurden jedoch sofort wieder lebendig, als man sie in eine jugende Umgebung brachte. Die Lebensgrenze hängt aufs innigste mit der Lebensfähigkeit des Eitweisses zusammen. Wird Eitweiß durch ungünstige Temperaturen zerlegt (wasserhaltiges bei etwa +50, wasserfreies erst bei +100 Grad, Albumin), so erlischt das Leben des Protoplasmas und des Organismus. Während nach unten bisher eine absolute Grenze nicht gefunden ist, liegt die Lebensgrenze nach oben an dem Punkte, wo die Eitweissubstanzen gerinnen, also Gemisch und physikalisch zerlegt werden. Die Grenzen des latenten Lebens, die sich jenseits von -252 und +140° bewegen, gewähren also einen Spielraum von halb 400 Graden. Die aktive Lebensfähigkeit wird um so mehr eingengt, je höher entwickelt das Lebewesen ist. Der Mensch kann zwischen +40 und -60° leben, ohne deshalb krank zu werden. Freilich darf man nicht vergessen, daß die Lebensgrenzen sofort enger gezogen sind, wenn andere Lebensfaktoren mehr oder weniger ausschlaggebend mitwirken.